



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue epische Poesie. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Neue epische Poesie.

1.

Es ist charakteristisch für die veränderte Methode, poetisch zu empfinden, daß in den letzten Jahren die Zahl der lyrischen Gedichte junger Talente auf unserm Büchermarkt abgenommen hat und dagegen eine Zunahme kleiner epischer Dichtungen zu bemerken ist. Während noch vor zehn Jahren der erste Schritt, den ein Dichter in die Oeffentlichkeit that, kaum anders geschehen konnte, als durch ein Heft Gedichte in Heines oder im schwäbischen Ton, lockt jetzt vorzugsweise die glänzende Färbung, der längere Fluß und der, wenn auch lockere, doch mit einiger Berücksichtigung des gesunden Menschenverstandes zu ordnende Zusammenhang einer epischen Begebenheit. Die Anschauungen der Dichter fahren nicht mehr vorzugsweise auf den kurzen Wogen subjectiver Empfindungen daher, sondern sie versuchen sich in längerer Strömung, in mehr plastischen Bildungen. Insofern ein Streben nach größerer Realität auch dieser Richtung zu Grunde liegt, muß sie mit Theilnahme verfolgt werden; nur ist dabei selbst für ein nennenswerthes Talent das Mißlingen viel bedenklicher, als bei kurzen Gedichten.

Zwar war es einer jungen Dichterseele bei lyrischen Gedichten sehr schwer geworden, die eigne Empfindung originell darzustellen. Denn die Fülle von vorhandenen Formen, Stoffen, lyrisch zubereiteten Ideen, von Bildern und Pointen ist gegenwärtig so groß, daß unsere poetische Sprache ganz damit gesättigt ist, und dem neuen Dichter, ohne daß er es ahnt, sich bereits in andern Gedichten vorhandene Rhythmen, Stoffe, Gedanken und Phrasen substituiren, so daß sein Gedicht für den kühlen Leser in der Regel nichts Anderes wird, als die neue Variation eines bekannten Themas. Und obgleich der Zauber, welchen nach Schiller der Stil Ahlands und Heines ausübte, die Phantasie der Schaffenden vorzugsweise in die Bahnen dieser Dichter zog, so haben doch auch andere namhafte Talente der neuern Zeit, die selbst zum großen Theil an Vorgänger sich anlehnen, wie Lenau, Freiligrath, Herwegh, ähnliche übermächtige Einwirkung auf Einzelne ausgeübt, und es ist interessant zu betrachten, wie die Flut der lyrischen Poesie, seit Goethes Jugend aus wenigen starken Quellen entsprungen, in die reihenweise hintereinander aufgestellten Schalen hinabfließt bis zur Gegenwart. Aus einer Schale in die andere, aus der ältern Dichterseele in die jüngere, oft anders gefärbt, durch manchen neuen Zufluß bereichert, im Ganzen aber sich immer mehr zertheilend bis zu

feinem Staub und dem Rinnen einzelner Tropfen. Aber wie sehr wir deshalb auch in den lyrischen Dichtungen der jungen Generation eine durchgehende Originalität vermissen, es war doch noch möglich, in dem einzelnen Gedicht mit correcter Form Artiges und Erfreuliches auszudrücken, und es ist sehr zu verwundern, daß unsere Lyrik, funfzig Jahr nach Goethe, neben wenigen sichereren, melodienreichen Talenten, wie Geibel, schon eine solche Masse unbehilflicher, schülerhafter und roher Conate zeigt.

Dagegen steht die epische Poesie ganz anders. Auch wenn sie sich nicht die unlösbare Aufgabe stellt, breite Heldenstoffe in der Art der großen epischen Dichtungen alter Zeit zu schaffen, kann sie größere Bildung und Selbstständigkeit der Dichter, eine durch künstlerische Technik geregelte Phantasie, kurz ein stärkeres Talent nicht entbehren. Schon der Vers eines solchen Gedichts bietet erhebliche Schwierigkeiten. Unsere Sprache hat bis jetzt keine Versform, welche durch häufige und erfolgreiche Behandlung für epische Zwecke so ausgebildet wäre, daß sie dem Einzelnen einen wirksamen Ausdruck seiner Anschauungen leicht machte. Was unsere Lyrik nach langer Blütenzeit zu viel hat, Appretur und Vorbilder, das hat unser Epos, welches solche Stützen vielleicht länger ertragen könnte, noch zu wenig. Weder der Hexameter von Hermann und Dorothea, noch die Stanzas der italienischen Uebersetzer, noch die Nibelungenstrophe in den kleinen Cabinetsstücken von Uhland, noch irgendein anderes strophisches Maß sind nach den metrischen Gesetzen unserer Sprache überall praktisch. Der Hexameter ist einst bei einem fremden Volk aus Klangverhältnissen der Wortsilben entstanden, die wir durch unsere Hebungen und Senkungen nur unvollständig nachahmen können, er macht, schon durch den trochäischen Fall, den er im Deutschen erhält, und gar mit möglichster Correctheit angewandt, die Diction unvermeidlich steif und pretios und wird bei nachlässiger Behandlung nur zu leicht hart und rauh. Es gehörte der feine Sprachsinn Goethes dazu, ihn mit Freiheit zu gebrauchen. Die italienischen Strophen sind noch schlimmer, der starke Versklang und die Reimfülle stören dem deutschen Dichter die Individualisirung und verführen zu Sentenzen und poetischen Phrasen. Der Nibelungenvers hat bei dem modernen Verhältniß der deutschen Hoch- und Tiefaccente eine große Monotonie erhalten, die er im Mittelalter nicht hatte. Die Cäsur in der Mitte theilt ihn leicht in zwei klappernde Theile, und die Verbindung des Langverses zu vierzeiliger Strophe vermehrt bei langathmigen Gedichten noch diese geräuschvolle Eintönigkeit. Hier und da hat man eine freiere Behandlung desselben ohne Strophen in fortlaufendem Flusse versucht, nicht ohne Glück. Immer aber bleibt ihm eine starke, eigenthümliche Farbe, welche zu vielen Stoffen nicht paßt. Da nun die Wörter unserer Sprache einen vorwiegend trochäischen Fall haben und längere trochäische Verse deshalb nicht in festem Band zusammenzuhalten sind, sondern unvermeidlich in Stücke auseinander-

fallen, so bleibt zuletzt dem epischen Dichter kein anderes Maß, welches einen bequemen Gebrauch gestattet, übrig, als derselbe Vers, den wir im Drama ausgebildet haben, der fünffüßige Jambus. Dieser Vers, welcher zu dem gleichförmigen Fluß der deutschen Wörter den entsprechenden Gegensatz bildet, ist allerdings der handlichste. Er hat am wenigsten Farbe und läßt sich wol mit den durchsichtigen Lauren der Malerei vergleichen, welche über jede Farbensüance des Stoffes gezogen werden können. Aber auch bei ihm sind für einen jungen Dichter zwei Schwierigkeiten zu überwinden; zunächst macht grade sein durchsichtiger, nie stark in das Ohr fallender Rhythmus eine große Herrschaft über die Sprache nöthig. Es sind seine Wirkungen mit ihm hervorzubringen, aber er verlangt eine schöpferische Kraft, welche ihn geschickt dem jedesmaligen Stoff anzupassen weiß. Grade bei ihm ist die Behandlung der Cäsuren, das Maß der rhythmischen Freiheiten, die Verwendung männlicher oder weiblicher Ausgänge und die Benutzung des Reims von großem Einfluß auf seinen Charakter, und jede Unbehilflichkeit des Dichters, die bei andern Formen durch den Klang des Metrums und des Reims überdeckt wird, tritt als Rohheit unverhüllt zu Tage. Zweitens aber ist dieses Maß, wie geschickt man es auch gebrauche, doch vorzugsweise zu ruhiger Erzählung und feiner Malerei mit kürzeren Strichen geeignet. Die Macht und Fülle langathmiger Erzählung vermag er, der aus zwei für unsere Sprache kurzen Theilen besteht, nur mit Schwierigkeit wiederzugeben*).

So leiden unsere epischen Dichter an dem Umstand, daß schon das Versmaß bei der gegenwärtigen Bildung unserer Sprache für sie beträchtliche Schwierigkeiten hat. Da aber die Wahl des Versmaßes nicht willkürlich, ja bei dem, welcher mit Beruf schafft, nicht einmal vorzugsweise das Product verständiger Ueberlegung, sondern die Folge eines innern Dranges sein wird, welcher die detaillirten Empfindungen in ein bestimmtes Maß kleidet, so ist erstlich, daß die Schwierigkeiten des epischen Schaffens eigentlich im Inhalt des Gedichtes liegen, sowol in der Erfindung und Composition der Erzählung selbst, als in Ton und Farbe derselben.

Das moderne Epos hat kein Gebiet von Stoffen, auf welches dasselbe vorzugsweise angewiesen ist, ja ihm fehlt grade der Kreis, in welchem sich die großen Epen früherer Zeit bewegt haben. Die Heldensagen der Deutschen und fremder Völker sind für uns schon mehr oder weniger poetisch zugerichtet, ihre Grundlage ist eine Weltanschauung und eine Stellung der Menschen zueinander,

*) Von den Theilen, in welche der jambische Fünffuß durch die Cäsur zerfällt, ist im Durchschnitt betrachtet der erste bei gehobener schmuckvoller Rede etwas kürzer, als die natürlichen Satztheile, aus denen sich die Sätze der deutschen Rede zusammensetzen, während der Nibelungenvers noch jetzt in Silbenzahl und rythmischem Fall am besten den natürlichen Satztheilen der deutschen Sprache entspricht.

welche wir nicht ohne Mühe verstehen und in welche sich eine starke productive Kraft nur mit Hindernissen und in der Regel mit Widerstreben hineinarbeitet. Für die kunstmäßige Darstellung solcher Ereignisse aber, welche in unserm Leben wurzeln, oder doch von uns modernen Menschen in ihren innern Motiven und ihrem Zusammenhange am leichtesten verstanden werden können, hat sich im Roman eine neue Form der Poesie entwickelt, welche den Vers ganz entbehrt und welche sich, gemäß unsrer Betrachtung menschlicher Verhältnisse, ähnlich zur Geschichte und Biographie verhält, wie das frühere Heldenepos zur heiligen Sage. Seit diese Gattung epischer Erzählung erfunden, hat die prosaische Darstellung das Recht, überall einzutreten, wo eine längere, reichgegliederte Erzählung mit detaillirter Ausführung verschiedener sich durchkreuzender menschlicher Interessen und eine specielle Schilderung des menschlichen Herzens, seiner Leidenschaften und Verirrungen wirksam werden soll, d. h. fast überall, wo ein Stück unsers modernen Lebens aus dem großen Zusammenhange von Ursachen und Wirkungen herausgehoben und für die Kunst verwerthet wird. Dem versificirten Epos bleiben deshalb fast nur kleinere Stoffe, in denen eine einheitliche Stimmung so mächtig hervortritt, daß sie dem Dichter erlaubt, auch die Motive zu vereinfachen, den Fluß der Charaktere in ein geradliniges Bett zu leiten und der Sprache gesteigerten Ausdruck, Schwung und Klang des Verses zu geben. Von Hermann und Dorothea bis zu Byrons Don Juan zeigen solche Stoffe Einfachheit und verhältnismäßig geringen Umfang der erzählten Begebenheit. Aber auffallend ist bei den meisten dieser Stoffe, daß auch ihre Darstellung in Prosa, als Roman oder Novelle, an sich nicht unmöglich gewesen wäre, so daß ihre Bildung in versificirter Form nicht in der Art unbedingte Nothwendigkeit genannt werden kann, wie der Ausdruck einer musikalischen Stimmung in einem lyrischen Gedicht oder der Wahnsinn Lear's in dramatischer Darstellung. Wie groß auch der Unterschied in der Wirkung sei, welcher immer noch zwischen Goethes Hermann und Dorothea und einer in Prosa geschriebenen guten Novelle gleiches Inhalts stattfinden würde, es ist kein Gattungsunterschied wie zwischen der Wirkung eines lyrischen Gedichtes und eines Dramas, und es wird in dem ersten Stadium des poetischen Schaffens für die meisten Dichter sehr wohl möglich sein, den epischen Stoff, für welchen sie sich erwärmt haben, auch in prosaischer Darstellung kunstmäßig herauszubilden. Deshalb fehlt der versificirten Behandlung epischer Stoffe bei uns in vielen Fällen die Nothwendigkeit.

Ja, der Drang, einen epischen Stoff in Versen mit der traditionellen Methode der Ausführung zu behandeln, ist in vielen Fällen ein unberechtigter. Nicht selten ist es Trägheit der Phantasie, oder gar absoluter Mangel an Talent, was zum Verse treibt. Unter den epischen Gedichten der letzten Jahre sind nicht wenige — es sei hier nur Hans Haibeguckuck von Noquette er-

wähnt — deren Stoff sich viel besser für einen Roman geeignet hätte, wenn er in der Phantasie der Dichter vollständig genug herausgearbeitet worden wäre. Bei ihm und bei andern scheinen die Erzähler in dem Wahn befangen, daß eine gewisse schwungvolle Skizzirung einzelner Situationen und tönende Worte den Mangel an verständigem Zusammenhang in der Begebenheit überdecken können. Die Begebenheit, welche im ernstesten Epos erzählt wird, muß an sich fähig sein, in dem Lesenden Interesse an den Personen, durch welche sie getragen wird, zu erwecken. Sie wird nicht nur einfach, sondern auch klar, in ihrem Verlaufe verständlich und folgerichtig sein müssen. Sie wird ferner, eben weil sie von einfacher Anlage ist, auch nach eigenthümlichen Gesezen die Steigerung des Interesses einrichten. Durch den Kampf menschlicher Leidenschaften, den Contrast der geschilderten Verhältnisse oder durch eine originelle Stimmung, welche der Dichter seiner Erzählung zu geben weiß, muß eine starke Spannung entstehen. Diese Spannung wird sich erhöhen müssen, bis gegen das Ende, wo sie in einer großen Katastrophe mit reicher Ausführung kräftig gelöst wird und die Grundstimmung des ganzen Gedichtes mit Gewalt zu Tage tritt. Ferner wird auch die Charakteristik der Menschen, deren Schicksale erzählt werden, einfach in großen Zügen geschehen müssen, aber sie soll deswegen nicht weniger wahr und interessant sein. Je weniger detaillirt die Ausführung, desto reiner müssen die Contouren sein. Die Helden dürfen nur das Nothwendige, ihrer einfachen Anlage Entsprechende sagen und thun; jede Willkür des Dichters in Schilderung von unnöthigen Zügen, jeder fremdartige Zug, auch wenn er psychologisch erklärbar ist, stört. Diese Geseze scheinen so einfach und selbstverständlich, und doch ist in den meisten Gedichten, welche vorliegen, dagegen in auffallender Weise gesündigt. Der Vers ist ein schlechter Ueberzug für eine Erzählung ohne Interesse, ohne Zusammenhang und logische Consequenz.

Wer in Versen erzählt, wird auch in der Auswahl der charakterisirenden Momente, durch welche er schildern oder stimmen will, große Sicherheit besitzen müssen, denn ihm stehen verhältnißmäßig wenigere Momente zu Gebote, als dem Erzähler in Prosa. Ein einzelnes Bild muß oft die Stärke einer leidenschaftlichen Bewegung, zwei, drei kleine Striche vielleicht eine Dertlichkeit, z. B. einen landschaftlichen Hintergrund, lebendig vorführen. Wenn das Gemüth des Dichters das Zweckmäßige hier nicht kräftig empfindet, wird aller Wortreichtum unnütz sein. Der Vers unterstützt in großartiger Weise die Wirkung einer richtig empfundenen Charakteristik, weil er das wahr Empfundene viel eindringlicher zu sagen vermag, als der prosaische Satz, aber er wird peinlich, wenn er den Mangel solcher Empfindung durch sein Geklapper ersetzen soll. Und grade sein Klang verführt leicht zur Phrase.

Harald und Theano. Gedicht von Felix Dahn. Berlin 1855.
F. A. Herbig. — Landschaft Cypren, Zeit des Galerius, die Gegensätze üppiger

Sinnengenuss und raffinierte Bildung des absterbenden Heidenthums, rohe Heldenkraft germanischer Seekönige, dazwischen die begeisterte Resignation einer jungen Christengemeinde. Die Heiden beginnen ein Fest zu Ehren der Aphrodite, unter ihnen Phalanthos; weintrunken stürmen sie in den Tempel der Göttin und feiern dort eine Orgie; ihr Bacchanal wird unterbrochen durch die Schreckensnachricht, daß die fremden Barbaren nicht von der Insel verjagt sind, sondern siegreich landen. In einer Felsengrotte singt unterdeß ein Christenchor fromme Hymnen; bei ihm ist Theano, die Schwester Phalanth's, eine edle, noch zweifelnde Jungfrau. Ein Haufe Trabanten naht, um die Christen einzufangen, denn Phalanth hat im Laumel beschlossen, sie zu einem lustigen Circusgefecht zu verwenden. Die Christen wissen nichts zu thun, als betend zu sterben. Theano ruft nach einem Manne — ihrem Ruf antwortet der Sachsenherzog Harald, welcher mit seiner Schar soeben gelandet ist, imponirende Begegnung, zarte Annäherung. Er verjagt mühelos die Soldaten des Phalanth, läßt den Christenhaufen zum Schutz auf seine Schiffe bringen und entläßt in ritterlicher Bewegung Theano nach der Stadt. — Hier schon wird der Leser ein anspruchloses Bedenken nicht unterdrücken. Die Heldin Theano ist die Schwester Phalanth's und süddeutsch zu reden: kaiserliche Beamtenschwester. Hat sie so wenig Einfluß auf den Bruder, daß sie ihre Freunde, die Christen, gar nicht zu schützen vermag? und kann sie, die Griechin, die züchtige Jungfrau, die Gefährdeten sofort dem eindringenden Barbaren, dem Todfeind ihres Landes und ihres Bruders, zum freundlichen Schutz empfehlen? Wenn sie aber ihrem Bruder so wenig traut, wie ist dann das Folgende möglich? — Sachsenkrieger erstürmen die Stadt, Phalanth, in der Citabelle eingeschlossen, erfindet eine tückische List, er erklärt seiner Schwester, nach Andeutungen, die er über ihr und Harald's Zusammentreffen erhalten hat, sie müsse, um sich und ihn zu retten, den Barbarenherzog heirathen. Theano gesteht ihm, daß das auch ihr Wunsch sei, schlüpft bei Nacht herunter in die eroberte Stadt, trifft dort den Herzog Harald und verlobt sich mit ihm. Er soll am Morgen ohne Waffen, allein auf die Citabelle kommen, die Braut abzuholen. Trotz böser Prophezeihungen eines alten Waffengenossen geht Harald am Morgen allein, ohne Waffen auf die Citabelle. — Sollten in diesem Theil der Erzählung nicht wieder zahlreiche Unwahrscheinlichkeiten sein? Daß Theano der Griechenlist des Bruders so schnell glaubt, daß sie bei Nacht ohne Schutz in die eroberte Stadt, zu dem fremden Manne schleicht, und daß dieser ein so großer Thor ist, in solcher Weise zu seinen Feinden zu gehen? Sehr bedenklich! — In der Burg wird Theano eingesperrt, Phalant empfängt den ankommenden Harald und sucht ihn durch einen Becher Wein zu vergiften, Harald aber merkt die Tücke und erschlägt den schlechten Mann sofort, kämpft heldenmüthig gegen die Griechen und wird in dem Augenblick getödtet, wo die vor einem Ueberfall gewarnten Sachsen das Thor der Burg

sprenge und siegreich eindringen. Theano wird befreit, fliegt zu dem sterbenden Geliebten, die letzte Erklärung findet statt. Todtenklage, Josephus der Christ erhebt Theano. Die Sachsen ziehen nach der Heimath, die Leiche ihres Herzogs auf der Schildbahre, und singen ihr heidnisches Todtenlied. Von fern folgt ihnen ein Schiff mit Christen, darauf Theano. Die fromme Resignation des christlichen Chorals schließt.

So schwach die Handlung, so willkürlich die Erfindung, so ist doch in dem Gedicht Einiges, was zu guten Hoffnungen berechtigt. Es ist wahr, der Dichter schildert noch sehr jugendlich, und das Behagen, mit welchem er seine Helden in der Situation empfindet, ist noch gar zu treuherzig, aber er versteht zu schildern, innerhalb seiner Voraussetzungen malt er lebendig und treffend und er ist gar nicht arm an kleinen poetischen Zügen, welche dazu helfen, den Moment zu verklären. Das Ganze ist noch Situationsmalerei, aber mit warmem Herzen erfundene, der Dichter glaubt an sich. Besonders lebhaft fühlt er das Reizende der Contraste. Der Rath, welchen ihm d. Bl. geben möchte, ist, daß er zunächst seine Erfindungskraft in einfacher, logisch geordneter Erzählung übe. Sein Vers ist der gereimte jambische Fünffuß, den er gewandt zu benutzen weiß. Es sind hübsche Verse und Sätze von edler Haltung im Gedicht, dazwischen murmeln freilich prosaische Wendungen und Phrasen. Da dem Dichter die Verssprache leicht zu werden scheint, so möge er auch ein wenig an die Gefahren denken, welche dieser glatte, leicht dahinschwebende Vers bereitet. Die zierliche Ausführung in kurzen Strichen, die er befördert, gibt den Zeichnungen eines feinen, weichen Dichtergemüthes leicht etwas Geleckttes. — Im Ganzen verdient der Verfasser sehr wohl die Theilnahme und Beachtung der deutschen Leser.

Der Fall von Babylon. Von Adolf Böttger. Leipzig, 1855. F. L. Herbig — Cyrus vor Babylon gegen Belsazzar. Der Hebräer Irad steht vor dem Lager des Cyrus auf Posten und denkt an seine Geliebte Thirza in Babylon und an die buhlerische Gemahlin des Belsazzar, Nerissa, die ihn durch ihr Liebeswerben gezwungen, aus der Stadt zu fliehen. — Thirza liegt in der Hütte und träumt vom Geliebten, ihr Vater betet zu Jehovah. — Am Morgen ist das Fest des Baal in Babylon. König Belsazzar hält mit Nerissa feierlichen Umzug, er steht dabei den Hebräer Daniel und läßt ihn in die Löwengrube werfen, er steht Thirza und beschließt, sie beim Fest seiner Wollust und dem Baal zu opfern. Ihr Vater steht im Palast zu Nerissas Füßen um Gnade für die Tochter, sie fragt ihn nach Irad, Belsazzar kommt dazu, hört den Namen und ersticht den Hebräergrais. — Ahnungen und Schreckensvorzeichen umgeben den König beim Mahle, er bleibt trotzig, ergreift die heilige Schale Jehovahs, trinkt daraus und vergleicht sich mit Jehovah. In demselben Augenblick sinkt die Königin Nerissa von ihm vergiftet todt zu Boden,

und eine körperlose Hand schreibt an die Marmorwand riesige Zeichen. Da fängt der König doch an zu beben, seine Mutter warnt ihn, der Hebräer Daniel, der in der Löwengrube unverfehrt singt, wird jetzt zu dem zagenden Könige bestellt. — Unterdeß leiten die Perser den Euphrat ab und bringen heimlich durch das Flussbett in die Stadt. — Belsazzar kämpft immer noch zwischen Ahnungen und böser Lust, Daniel warnt ihn — Thirza erwartet auf der Höhe des Baalstempels mit Schauern die Ankunft des Königs. — Die Perser marschiren weiter vor, Irad stürzt die Treppe des Tempels hinauf, er findet die Geliebte, freudiges Wiedersehen, er sinkt mit ihr auf dem Purpurkissen nieder; er erzählt ihr, wie er sich gerettet, daß die Perser eingedrungen und unter anderem auch, daß ihr Vater getödtet sei. — Furchtbarer Kampf in den Straßen. Der Leser erfährt mit Schrecken, daß auch die Pest sich eingestellt hat. Irad will mit der Geliebten den Thurm hinunter, kämpfende Babylonier dringen auf ihn ein, er wird getödtet. Thirza trauert über ihn und fühlt in derselben Stunde, daß sie von der Pest ergriffen ist. Belsazzar stürzt durch die Schrecken der Nacht zum Thurm des Tempels, um vor seinem Tode noch einen Genuß zu haben. Er schlingt den Arm um Thirza, sie erwiedert wild seine Küsse und theilt ihm dadurch die Pest mit, sie stirbt. — Daniel triumphirt über die Befreiung Israels — Belsazzar rennt wieder mit der Pest in den Gliedern nach seinem Palast und stirbt dort, seine Mutter mit ihm. — Siegeslieder der Perser und der Juden. — Das ungefähr ist der Inhalt dieses unerfreulichen Gedichtes. Abgerissen, schattenhaft, ohne Wirkung sind die einzelnen Situationen, die Erfindung ist ärmlich, die unkünstlerische Willkür verlegend. Für die Personen sich zu interessiren ist nicht möglich. In einzelnen kleinen Zügen erkennt man das bekannte Talent des Dichters, aber die Flüchtigkeit und Rohheit der Erzählung verhindert den Genuß auch wohlklingender Verse und einzelner wirksamer Schilderungen. Auch diesem Gedicht fehlt der verständige Inhalt, dagegen wüste Häufung von Unmöglichkeiten! Das rapide Ausbrechen der Pest während der Straßenschlacht, das gemüthliche Niederlegen der Geliebten auf dem Thurme während der Schlacht, das unsinnige Umherlaufen des Belsazzar u. s. w. Es hätte nicht gelohnt, den Leser mit solchem Inhalt bekannt zu machen, wenn er nicht wieder charakteristisch wäre für die verschwommene, leichtfertige und gewissenlose Art des Schaffens, welche sich nicht bei Böttger allein findet. Er hat einiges Gute und nicht Weniges geschrieben, was sich Anerkennung erworben hat, er gehört, wenn nicht zu den bedeutenden, doch zu den rührigsten Talenten der jüngern Generation, und deshalb ist höchlich zu bedauern, daß er in solcher Weise zu arbeiten nicht verschmäht hat.

(Fortsetzung folgt).